



Peter Kafka

Geld oder Leben?

**Zur Befreiung der Marktwirtschaft
vom Kapitalismus**

Von Peter Kafka

Ludwigsburger Schloßfestspiele
Symposium „MARKT UND SINN“,
3. – 6. August 1995
Erweiterte Fassung eines am
5.8.1995 gehaltenen freien Vortrags.





1. Vom Markt der Möglichkeiten

Über diesem Symposium stehen die Worte „Markt und Sinn“. Weiß jemand, was sie bedeuten? Beim Markt war das einmal klar: Der Ort, wo Menschen sich mit ihren Waren und Dienstleistungen durch Angebot und Nachfrage gegenseitig Bedürfnisse erfüllten. Solange die meisten Bedürfnisse durch die „Urproduktion“ im eigenen Umkreis zu decken waren, mußte man nicht oft auf den Markt. Mit zunehmender Arbeitsteilung aber wurde der Zustand erreicht, daß selbst Familienmitglieder und Nachbarn kaum noch etwas füreinander tun können, ohne zuvor oder zugleich irgendwie mit der ganzen Welt in wirtschaftliche Beziehung zu treten. So ist nun das Wort Markt eigentlich zu einem Synonym für den gesamten gesellschaftlichen Prozeß geworden, also für alles, was Menschen überhaupt tun oder sich gefallen lassen. Dies aber wird immer mehr, denn Grenzen der Bedürfnisse sind nicht in Sicht. Der Markt liefert neue Bedürfnisse gleich mit – und er schafft neue Zwänge. Das gilt nicht erst für Kokain oder PC's; bei vielen glitzernden Perlen früherer Fortschritts bringer war es nicht anders.

Den Aufstieg, der schon so weit heraufführte, nennt man Wirtschaftswachstum – neuerdings gern qualitatives Wirtschaftswachstum. Nach Deckung der Grundbedürfnisse wird die Kletterei nicht etwa leichter. Im Gegenteil: Müssen wir nicht den Berg, den wir erklimmen, erst vor uns aufschütten? Sonst kämen wir womöglich zum Gipfel und müßten wieder abwärts. – Aber welche Lasten an Schutt für diesen Bergbau heraufzuschleppen sind! Zum Glück müssen dabei hierzulande die meisten nicht immer wieder hinunter. Dafür sorgt die rationelle Arbeitsteilung. Unterhalb der Armutsgrenze sind andere zuständig. Immerhin aber sichern die Marktmechanismen auch ganz unten vielen das nackte Überleben. Deshalb wird der Bau an diesem Gebirge, und der Aufstieg, sicher noch eine Weile weitergehen. Da, sehen Sie: Eben kommen wieder Kübel voller Chips herauf, für den Bau an der Datenautobahn! Dort müssen wir Fuß fassen, dann können wir den Anstieg nächstes Jahr vielleicht schon fahrend und endlich vollautomatisch bewältigen! Welche Chance der Beschleunigung! – Aber was sehe ich? Will sich da jemand mit einer Schubkarre aus dem Bautrupps wegstellen? Glauben Sie etwa, Sie könnten an dieser steilen Schutthalde noch mit Landwirtschaft überleben? Sich den Trends des Weltmarktes entziehen? Welch naiver Irrtum! Dann sind Sie schnell ganz unten!

Die Frage nach dem Markt scheint sich in der Tat mit jener nach dem Sinn zu berühren. Das erleichtert die Antworten. In der Wurzel des Wortes „Sinn“ steckt ein altes indoeuropäisches Wort fürs Unterwegssein. Es bedeutet das „Senden“ zu einem Ziel, das Suchen einer Richtung, das Aufspüren einer Fährte. Wozu? heißt also nichts anderes als Wohin? – und auf diese Frage hat der moderne Mensch bekanntlich eine einfache Antwort: Vorwärts! „Nichts wie weg!“ ... Merkwürdig, nicht wahr? Von einem Ziel ist gar nicht die Rede. Ob wir die Sache nun als Bergsteiger oder als Läufer an-



schauen – das Ziel ist sozusagen nur negativ definiert, als Verneinung des Hergebrachten, des Gewohnten – wie es schon das Wort Fortschritt ausdrückt: Fort von hier! Und nicht nur schnell, sondern morgen schneller als heute. Vor allem schneller als andere. Wenn wir dabei nicht zwei Pferdelängen voraus sind – so mahnte uns neulich unser Bundespräsident –, dann müssen wir untergehen. Ihm und allen unsern Anführern erscheint wohl als naturgesetzlich vorgegeben, daß der Standort Deutschland ein Ort für schnelleres Rennen werden muß.

Ein merkwürdiger Wettlauf! Sein Ziel ist, daß er schneller wird. Ein anderer Sinn ist nicht zu erkennen. Aber der Sinnfrage weiter nachzugehen, wäre doch auch gar zu unbescheiden, geradezu größenwahnsinnig – nicht wahr? Dann könnten wir doch gleich fragen: Wozu ist die Welt da? Ein Atom? Eine Milchstraße und ihre hundert Milliarden Sterne? Unsere Sonne und Erde? Die ganze Lebenswelt? Eine Katze? Die Menschengesellschaft? ... Ich? – Lauter im Schöpfungsprozeß gefundene Gestalten, die sich offenbar mehr oder weniger lange bewährt haben. Was das wohl heißen soll: Bewährung? Nun ja – was sich eben auf dem Markt der Evolution durchgesetzt hat. – Verstehen wir die Marktmechanismen?

Lassen Sie's mich ganz schnell erklären. (Sie glauben gar nicht, was die Wissenschaft alles herausgefunden hat!) Da wiederholt ein bißchen Materie in Raum und Zeit im wesentlichen immer wieder denselben Zyklus – trotz unendlich vieler zufälliger Schwankungen und Begegnungen; eine Faser der Wirklichkeit bleibt im Einzugsbereich eines zyklischen Attraktors im Raum der Möglichkeiten, also einer lebensfähigen Idee – sei es die Idee des Protons, die über viele Weltalter nicht wieder verlassen wird, oder die Idee meines Ich, meiner Seele, in deren Umgebung sich nun immerhin auch schon seit 62 Jahren trotz ständigen Stoffwechsels immer wieder eine Menge Materie herumtreibt, die dabei so raffiniert organisiert wird, daß Ihnen hier sogar etwas davon über Luftschwingungen zu Ohren kommt – übrigens auch im wesentlichen immer wieder dasselbe, wie jedem auffallen muß, der mir schon einmal zugehört hat. Bewährung erweist sich eben darin, daß immer wieder im wesentlichen dasselbe getan wird. Die Wirklichkeit durchsucht mit all ihrem Gezappel die Nachbarschaft im Reich der Möglichkeiten, bis überlebensfähige zyklische Gestalten gefunden sind, gelungene Gestalten, Attraktoren, deren raffinierte Organisation dafür sorgt, daß innere Schwankungen und äußere Stöße in Wechselwirkung mit anderen Teilen der Wirklichkeit wahrscheinlich nicht aus ihrem Einzugsbereich herausführen.

Jeder von Ihnen dürfte einiges über „Ordnung und Chaos“ gelesen haben, und so wird es Sie nicht abschrecken, daß ich hier die Sprache der Systemtheoretiker anklingen lasse. Wer sich mit nichtlinearer Dynamik oder Chaostheorie beschäftigt hat, wird bemerken, daß ich den Begriff des Phasenraums eines Systems auf die Möglichkeiten der ganzen Welt ausgedehnt habe. In dieses Reich hinein wandert die Wirk-



lichkeit unserer Welt seit etwa 15 Milliarden Jahren – ausgehend vom vielleicht einfachsten möglichen Zustand, dem „Urknall“. Diesen Raum der Möglichkeiten nenne ich gern wieder mit Platon das Reich der Ideen, oder auch wieder den Himmel, das Jenseits, die Ewigkeit, die geistige Welt. Die materielle Welt in Raum und Zeit muß bei ihrem zufälligen Gezappel immer wieder attraktive Gestalten in diesem Reich finden – nicht alle möglichen natürlich, denn das sind unerschöpflich viele, doch eben all das, was in diesem Schöpfungsprozeß als Wirklichkeit gefunden wurde, und wird, und werden wird – und auch das ist schon unermesslich viel.

Diese Anschauung der Welt mag vielen von Ihnen etwas ungewohnt sein, aber ich kann sie Ihnen hier wegen der üblich gewordenen Eile nicht deutlicher ausführen – was eigentlich notwendig wäre. Ohne eine „Wiedervereinigung von Geist und Materie“, wie ich sie in meinen Büchern und Aufsätzen versucht habe, werden wir nämlich die geistige Krise, die auch allen ökologischen und wirtschaftlichen Problemen zugrundeliegt, kaum überwinden können. Ohne ein Weltbild, in dem alle unsere Erfahrungen Platz finden, landen wir im Chaos der Beliebigkeit. Ich darf Ihnen also mein letztes Buch empfehlen: „Gegen den Untergang – Schöpfungsprinzip und globale Beschleunigungskrise“ (Carl-Hanser-Verlag, München 1994) – selbst wenn die Systemtheorie von Gott und Teufel manchen Lesern stellenweise etwas anstrengend werden sollte.

Auf die Frage nach dem Sinn können wir auch in diesem naturwissenschaftlichen Weltbild nur sagen: Wie alles, was seit dem simplen Anfang verwirklicht wurde, sind wir ausgesandt zur Spurensuche in Bewahrung alter und Bewährung neuer lebensfähiger Gestalt. Zwar stellen wir (wenigstens auf unserer Erde) offensichtlich die gegenwärtige Front im Raum der Möglichkeiten dar, aber grundsätzlich geschieht bei der Bewahrung eines Menschen oder einer Kultur doch nichts anderes als bei der Bewahrung eines stabilen Elementarteilchens, eines Atoms, einer Galaxie, des irdischen genetischen Codes, einer lebendigen Art oder einer einzelnen Katze. Die Naturgesetze und die Logik sind universell. Sie besagen: Zu aller Gestaltfindung und Bewahrung gehört Freiheit. Beim Atom ist sie noch „ganz klein“ – sie liegt hier im Gezappel seiner Elektronenwolke, unter deren wenigen verschiedenen bewahrungsfähigen Konfigurationen der Zufall wählen muß. Bei der Katze liegt diese Freiheit schon in der Aktivität vieler Milliarden vernetzter Nervenzellen, deren Gezappel aus einer unermesslichen Menge attraktiver Gestalten auswählen kann und muß – wenn uns auch die Menge der hierbei erreichbaren Möglichkeiten wegen der Strenge der genetisch fixierten Organisation noch immer vergleichsweise arm erscheint. Erst das menschliche Großhirn erschließt jenen Teil der geistigen Welt, den wir als unsere seelischen und geistigen Möglichkeiten erfahren – das ist ein von der Biosphäre aus zugänglich gewordener, noch weiter „oberhalb“ liegender Bereich, den wir auch „Noosphäre“ nennen. Durch die Verknüpfung vieler Hirne in der Sprach- und Kulturentwicklung werden dort Muster gefunden, in deren Nachbarschaft bei aller Bewahrung doch immer wieder an-



dere verlockende Gestalten neu auftauchen, die auch den tieferen materiellen und biosphärischen Bereichen neue Ordnung bringen wollen. So wächst auch dem individuellen Menschen eine neue, unermesslich reiche Welt zu, und sein Gezappel in ihr bedeutet unbegrenzte Freiheit. – Nicht wahr?

Nun ja, so ganz ohne Leitlinien ging es in der ungeheuren Fülle der Möglichkeiten offenbar nicht –jedenfalls nicht vor Anbruch der postmodernen Beliebigkeit. Solche Linien lagen in den kulturellen Mustern und prägten sich den Heranwachsenden ein. Wenn Menschen versuchen, ihre Leitideen darzustellen, sprechen sie von „Ethik“. Aber das Wort „Ethos“ bedeutet nichts anderes als „Gewohnheit“ – eben „das uns Eigene, das wir seit je so getan haben“. Der Sinn, das Ziel, das war offenbar immer vor allem die Wiederholung des bewährten Zyklus, der lebensfähigen Gestalt. Von Freiheit war lange kaum die Rede. Sie diente ganz selbstverständlich vor allem zum Wiederfinden des Gewohnten, selbst im Spiel und in der Kunst. Schon kleine Abweichungen hatten etwas Abenteuerliches. Und doch führte gerade die ständige Wiederholung des Gelungenen zum Aufstieg, zum Fortschritt – immer schneller!

2. Die globale Beschleunigungskrise

Fassen wir das Prinzip der Schöpfung noch einmal zusammen. Die Wirklichkeit kann den attraktiven Gestalten nur nahekommen. Keine von ihnen ist je exakt verwirklicht, und so ist die Zukunft nie streng vorherbestimmt. (Wir dürfen sagen: „Die einzige Notwendigkeit ist der Zufall“.) Beim Umzappeln einer gegenwärtigen Leitidee hat die Wirklichkeit stets auch eine Chance, in den Einzugsbereich anderer, nahe benachbarter, Attraktoren zu geraten. Dabei kam es zum „Aufstieg“ im Raum der Möglichkeiten, zur Verwirklichung immer komplexerer Gestalten, weil unser Universum unerschöpfliche Ströme freier Energie und unverstopfbare Abflüsse für deren Abfall (die Entropie) anbietet. Dies nämlich macht den Übergang zu höherer Komplexität wahrscheinlich. Die im zufälligen Zappeln berührten Gestalten werden mit höherer Wahrscheinlichkeit bewahrt, wenn in ihnen „die Dinge besser zusammenpassen“ – nichts anderes als solche geschicktere Verflechtung bedeutet ja das Wort Komplexität. Die Darwinsche Einsicht, daß wahrscheinlich Überlebensfähigeres überlebt, gilt nicht nur bei der Entfaltung der Möglichkeiten des Lebendigen. Sie gilt als logische Selbstverständlichkeit natürlich auch in der vorbiologischen Entwicklung der Welt, und ebenso in der „noologischen“, seelisch-geistigen Entwicklung von Mensch und Kultur, wo noch höhere Ideen in der Annäherung durch Materie in Raum und Zeit verwirklicht werden – in Menschenhirnen und deren Wirken.

„Höhere“ Möglichkeiten werden freilich so gut wie sicher nicht dadurch gefunden, daß die Wirklichkeit ihre alten Attraktoren verläßt und in ganz neue Bereiche



des Raums der Möglichkeiten springt. Solche Versuche erweisen sich mit allergrößter Wahrscheinlichkeit als Irrtümer und führen zu lokalem Rückfall auf „tiefere“, simplere Attraktoren (- im krassesten Fall in ein „schwarzes Loch“, praktisch zurück bis zum Ursprung). Der Fortschritt besteht vielmehr einerseits darin, daß komplexere Attraktoren gefunden werden, längs denen alles in gegenseitiger Wechselwirkung immer besser aneinander angepaßt wird – bis die Wirklichkeit einen ganzen „Schöpfungstag“ lang ihre Zuverlässigkeit bewiesen hat, so daß am Abend deutlich wird, daß „alles sehr gut“ war – und andererseits darin, daß dann die bisher höchsten gelungenen Gestalten in Form vieler Individuen mit schwächeren Wechselwirkungen noch höhere Möglichkeiten ertasten und auf Bewährung testen müssen. Schwächere Wechselwirkungen bedeutet hier: schwächer als jene, die die innere individuelle Gestalt bestimmen. Molekülbildung ändert keine Atomkerne, mit dem Prinzip der Zelle kommt kein neuer genetischer Code, Organismen bestehen noch immer aus Zellen, die menschliche Geistesgeschichte änderte nicht plötzlich die Hirnstruktur. Aber nun ahnen Sie es schon: Wir sind hier einem Problem auf der Spur. Obwohl sich am Schöpfungsprinzip nichts geändert hat, ist am „sechsten Tag“ eine Möglichkeit des Scheiterns aufgetaucht, die auf tieferen Niveaus der geistigen Welt nicht erreichbar war.

Die Geschichten vom Lichtbringer Lucifer, der zum Durcheinanderwerfer Diablos wird, müssen Sie anderswo nachlesen. Ähnliche Einsichten finden sich in den Mythen fast aller Völker. Nur der wissenschaftliche Schöpfungsmythos, dem ich hier folge, hatte den Teufel bisher ausgeschlossen. Er kommt aber keineswegs erst durch eine Hintertür herein. Er steckt im Schöpfungsprinzip selbst: Evolutionäre Selbstorganisation durch allmähliches Fortschreiten der Wirklichkeit zu höheren, komplexeren Attraktoren – dieses Prinzip muß in einem hinreichend gut nach außen isolierten, räumlich endlichen Bereich wie einem Planeten in eine Krise führen, die ich die globale Beschleunigungskrise nenne. Der Grund liegt in den selektiven Vorteilen, die eine schnellere Innovationsgeschwindigkeit und eine größere Organisationskala bieten: Werden neue Gestaltprinzipien gefunden und verwirklicht, von denen aus schnell wiederum neue erreichbar sind, so werden an dieser Front der Evolution alle anderen Möglichkeiten „abgehängt“. Dies führt zwangsläufig auch zu geographischer Ausbreitung der „schnelleren“ Prinzipien, also zu zunehmender globaler Vereinheitlichung, die wiederum die Verwirklichung noch schnellerer globaler Innovation begünstigt. Dieser Prozeß muß aber an ein Ende stoßen, wenn wegen der Vereinheitlichung nicht mehr genügend verschiedene Versuche gemacht werden und wenn wegen des raschen Wandels keine Zeit zum Erproben des Zusammenpassens bleibt. Dann wird die zuvor erreichte Komplexität abgebaut, und es geht nicht mehr aufwärts zu noch höherer Komplexität, die wir als wertvoll empfinden, sondern abwärts – wobei freilich die im Zerfall erscheinenden Bruchstücke durchaus kompliziert sind. Wir sollten zwischen lebensfähiger Komplexität und untergangsgeweihter Kompliziertheit unterscheiden – doch gibt es kein simples Kriterium dafür. Nur Bewährung oder Untergang entscheiden.



Das Maximum der Einfachheit ist die weltweite Organisationsstruktur. Größer als global kann auf der Erde nichts werden. Doch auch für die Geschwindigkeit des Wandels gibt es eine kritische letzte Grenze. Sie ist nicht naturgesetzlicher Art, wie bei der Lichtgeschwindigkeit, sondern durch simple systemtheoretische Logik bedingt: Die Lebensfähigkeit attraktiver Gestalten kann sich nur in deren erfolgreichem Durchlaufen erweisen. Deshalb gibt es eine kritische Innovationsgeschwindigkeit sogar für solche Änderungen, die nur den Menschen zu betreffen scheinen – ganz zu schweigen vom Zusammenbruch der Biosphäre unter vielen unserer eiligen Neuerungen, die nicht mit dem Alten zusammenpassen. (Denken Sie nur daran, daß wir etwa stündlich eine neue chemische Verbindung erfinden, die es zuvor in der Biosphäre und vielleicht im ganzen Universum nicht gab – während ebenfalls etwa stündlich eine lebendige Art ausstirbt, die zu ihrer Entstehung und Bewährung Millionen Jahre brauchte.)

Die höchste, die innerlich komplexeste individuelle Gestalt, die bisher auf der Erde wirklich wurde, ist der Mensch – zweifellos „die Krone der Schöpfung“. Die Zyklusdauer dieses Attraktors ist unsere Lebenszeit oder Generationszeit. Keine lebendige Art war fähig, innerhalb der Lebensdauer ihrer Individuen wesentliche Änderungen an der globalen Umwelt zu bewirken. Dies ist mit den Mitteln biologischer Evolution ausgeschlossen. Erst die Entwicklung des Großhirns und schließlich der Wissenschaft hat die Möglichkeit eröffnet, mit Weltverbesserungsversuchen große Sprünge zu machen, bevor auch nur ein Lebenszyklus durchlaufen ist. Wie sollte da aber Bewährung überhaupt noch möglich sein? So lange dauert es doch, das Wesentliche am Menschen zu verwirklichen und an die nächste Generation weiterzugeben. Wie soll dann noch „Zusammenpassen“ zustandekommen?

Was das Wesentliche am Menschen sei, darüber möchte ich hier freilich keinen Streit mit Ihnen beginnen. Vielleicht könnten wir uns darauf einigen, all das einzuschließen, was am siebten Tag geschehen darf, ohne daß die Ergebnisse der vorangegangenen sechs Tage in Gefahr geraten. Aber auch bei innerlichen Vorgängen, die zunächst gar nicht den Rest der Welt zu berühren scheinen, haben wir ein Gespür für Wertunterschiede. „Wesentlich“ ist wahrscheinlich nicht so sehr, was Sie erleben, wenn Sie ihre Kontoauszüge studieren, sondern eher das, was in Ihnen geschieht, wenn Sie Ihrem Kind in die Augen schauen, oder einen Liebesbrief schreiben, oder am Sterbebett Ihrer Mutter sitzen.

Kein rational bestimmter Mensch wird gern akzeptieren, daß gerade wir einen singulären Moment der Weltgeschichte erleben – und daß dieser Höhepunkt der Krise obendrein gerade ungefähr auf eine Jahrtausendwende fällt. Aber so ist es. Die kritische Wertschöpfungsgeschwindigkeit ist in den letzten Jahrzehnten global überschritten worden – und so kann es sich heute nur noch um sogenannte Wertschöp-



fung handeln. (Sie wissen ja, was man alles so nennt.) Das wurde mir erst bewußt, als ich in der Mitte meines Lebens die Welt nicht wiedererkannte – nämlich immer mehr von dem, was ich lieben gelernt hatte, nicht mehr wiederfand. Zwar mußten schon lange viele Menschen dies erleben – und immer öfter an immer mehr Orten – aber nun erst ist es global zur Gewohnheit geworden, und das Alter, in dem diese Erfahrung die Menschen zu quälen beginnt, ist innerhalb der letzten 25 Jahre bereits von der Lebensmitte zum Ende der Kindheit vorgerückt. Wollte jemand im Wesentlichen das tun, was seine Eltern getan haben, könnte er nicht mehr leben – es sei denn von Almosen. Weltweite Leitidee ist nun: Der Mensch kann innerhalb der eigenen Lebensdauer, ja noch viel schneller, die ganze Welt verbessern! Alles soll immer schneller anders werden. Schon das Neue von gestern ist alt, Schund, zum Wegwerfen. Na, logisch! Wenn die kritische Innovationsgeschwindigkeit überschritten ist, ist das Neue wahrscheinlich wertloser als das Alte – und muß deshalb noch schneller weggeworfen werden.

Sie sehen: Was uns die weltweit herrschenden wissenschaftlich-technischen und politisch-wirtschaftlichen Leitideen als weiteren Aufstieg vorgaukeln, das wird in Wahrheit zum Absturz. Der heroische Wettlauf um schnellere Innovation, und das Drängeln nach rascherer Einordnung in global vereinheitlichte Strukturen – das ist der Fortschritt einer globalen Instabilität! Muß sie in Untergang führen? Nein – dann würde ich sie ja nicht eine Krise nennen. Krise heißt Entscheidung. Die Antriebskräfte der Instabilität entstammen nicht „Sachzwängen“, sondern sie liegen in falschem Denken. Das Versagen des Menschen ist nicht etwa durch seine biologisch vorgegebenen Anlagen bedingt. Sonst hätte er nicht als intelligentes Tier Jahrmillionen und als Kulturgründer Jahrzehntausende überlebt. Nein – es handelt sich sozusagen um eine Geisteskrankheit. Die falschen Ideen sind allesamt durch Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Politik organisiert – also auf hohem Bewußtseinsniveau, im Bereich unserer höchsten Fähigkeiten. Ebendort werden sie auch überwindbar sein, wenn eine Mehrheit angesichts der Abgründe bereit und fähig wird, die inneren Widersprüche in den heutigen Leitideen zu erkennen. Dann erst kann die nun fällige Selbstorganisation der menschlichen Freiheit gelingen.

Die Einsicht ins Wesen der globalen Beschleunigungskrise lehrt uns, wo die einzige Rettung liegt: Die logischen Voraussetzungen aller Wertschöpfung müssen wiederhergestellt und verfassungsmäßig gesichert werden. Vielfalt und Gemächlichkeit habe ich diese Bedingungen wirklichen Fortschritts oft kurz genannt. Daß wir nun global zur Vielfalt und in Eile zur Gemächlichkeit finden müssen, bedeutet keineswegs einen inneren Widerspruch. Es liegt im Wesen globaler Instabilität. Wenn Sie den Fluß hinunterrudern und den Wasserfall hören, können Sie nicht mehr frei wählen, bis wann Sie das Ufer erreichen wollen.



3. Wirtschaft – Was ist das eigentlich?

Noch jagen sich die Ruderer, mit dem Rücken voran; die Ufer fliegen vorbei, aus den Sprachrohren der Einpeitscher schallt der monotone Ruf, daß man schneller werden und den Abstand zu den Verfolgern mindestens halten, wenn nicht vergrößern müsse. Noch übertönt dies Geschrei für die meisten Ohren das Rauschen dort vorne. Was eigentlich vorgeht, und vor allem der Sinn, ist schwer begreiflich. Gibt es Regeln? Versuchen wir erst einmal durch unsystematische Beobachtung einiger Phänomene, ob wir Regeln des Rennens entdecken.

Der weltweite Wettlauf, der lange mit Mitteln des militärischen Imperialismus organisiert war, wird nun auf dem Weltmarkt ausgetragen. Doch wie schon früher bleiben auch bei dieser Art des Weltkriegs die scheinbaren Sieger nicht vom Elend verschont. Verstört fragen sich immer mehr Bürger, warum nach so viel siegreichem Fortschritt die Bedrohungen immer größer zu werden scheinen. Sogar auf den Wirtschaftsseiten großer Zeitungen schlägt sich dies nieder. Lassen Sie mich hier einen Leserbrief an die Süddeutsche Zeitung einschieben – eine Reaktion auf den Leitartikel „Das Reizwort Gerechtigkeit“ des Wirtschaftsredakteurs Volker Wörl vom 22./23. Juli 1995. Dieser hatte immerhin einige wesentliche Fragen zum Wirtschaftsprozeß berührt, landete aber natürlich, um nicht etwa Fragen nach notwendigen institutionellen Änderungen stellen zu müssen, doch wieder bei der üblichen Resignation vor Sachzwängen und menschlichen Schwächen. Mein hier folgender Leserbrief, den ich am 23. Juli schrieb und beim Vortrag in Ludwigsburg noch im Kopfe hatte, paßt (trotz vieler Bezüge auf die hier nicht nachlesbaren Ausführungen des Leitartikels) gut als Einleitung zu solchen Fragen. Er wurde in der SZ vom 10. August 95 unter der Überschrift Höher entwickelte Organisationsformen der Sklaverei abgedruckt:

„Schlechte Aussichten für die Gerechtigkeit“ – warum? Weil es sich „komfortabel lebt, wenn man auf der Butterseite wohnt“ – das ist die letzte in einer Reihe unbefriedigender Antworten in diesem immerhin nachdenklichen Leitartikel. Soll damit das Nachdenken über Gerechtigkeit aufhören? Zwar beläßt es Volker Wörl nicht einfach beim Rommel-Zitat „Wenn der moralische Anspruch auf Gerechtigkeit über das real Mögliche hinausreichte, dann ließe er sich nur durch ein Wunder erfüllen“. Er fragt noch: „Ist aber das real Mögliche stets eine gottgegebene Größe?“. Und auch mit seinem Hayek-Zitat ist er nicht zufrieden, weil ja die „Marktprozesse“ nun sogar die Reichen bedrohen. Hören wir von Hayek noch einmal: „Wer ist denn da gerecht oder ungerecht? Die Natur? Oder Gott? Jedenfalls nicht Menschen, da die Verteilung, die aus dem Marktprozeß hervorgeht, nicht das Ergebnis menschlichen Handelns ist. ...Es gibt nur eine Gerechtigkeit, das ist die Gleichheit vor dem Gesetz. Jede Abweichung davon, selbst mit den besten Absichten, öffnet der Willkür Tür und Tor und zerstört die Freiheit.“



Welche Begriffsverwirrung! Was ist denn das „real Mögliche“? Wie wird neue Wirklichkeit aus der Menge der Möglichkeiten ausgewählt? Welche logischen Prinzipien stehen hinter diesem Schöpfungsprozeß? Und, falls dies die Gesetze des Marktes sein sollten, ist der „Marktprozeß“ heute etwa nicht Ergebnis menschlichen Handelns und menschengemachter Gesetze, die die ungleiche Verteilung der Freiheit sichern? Und was ist eigentlich der Unterschied zwischen Freiheit und Willkür?

Zur Ideologie unseres Wirtschaftssystems gehört es, schlechtes Gewissen zu verdrängen, indem man die Grundprinzipien als quasi naturgesetzlich gegeben ansieht – d.h. als „höchstens durch Wunder zu ändern“. Als Naturwissenschaftler möchte ich daran erinnern, daß eine bessere Selbstorganisation der menschlichen Freiheit nicht nur mit den Naturgesetzen verträglich ist, sondern nach noch fundamentaleren Gesetzen der Logik sogar unmittelbar bevorsteht. Wir werden freilich nicht etwa „die Gerechtigkeit“ schaffen müssen, sondern nur die Bedingungen, unter denen sie wachsen kann. Man muß nicht dem einen Fünftel der Menschheit die Butter vom Brot nehmen, damit die anderen vier Fünftel nicht Not leiden. Wir müssen nur verhindern, daß mit jeder Scheibe Brot für Hungernde und bei jeder Dienstleistung, die ein Mensch einem Nachbarn erbringt anderswo ein Bankkonto wächst. Wie vor 100 oder 200 Jahren geht es noch immer darum, die Ausbeutung zu beschränken. Was verstehen wir eigentlich unter „Chancengleichheit“? Daß jeder dieselbe Chance haben soll, anderen ihre Chancen wegzunehmen? Dieser innere Widerspruch in unseren Leitideen ist es, der dafür sorgt, daß immer weniger Menschen fast alles besitzen und immer mehr Menschen fast gar nichts.

Der Widerspruch liegt letztlich in der Idee, daß Eigentum an Lebensgrundlagen anderer Menschen „rechtmäßig“ sei, daß hieraus Einkommen erzielt werden dürfe, und daß damit selbstverständlich weitere Lebensgrundlagen anderer angeeignet werden können. Diese höher entwickelte Organisationsform der Sklaverei, ihre Verfeinerung durch die Ideen des Kapitalismus, machte das Eigentum an Menschen überflüssig, auf dem die frühere zivilisatorische Entwicklung beruht hatte. Nur bedeutet der bisherige Erfolg nicht, daß diese Ideen auch weiterhin lebensfähig sind. Es ist ja nicht mehr zu übersehen, daß nun nicht nur die Gesellschaftsordnungen darunter zusammenzubrechen drohen, sondern sogar die Biosphäre. Was sonst bedeutet es denn, wenn gerade dank den „höchst-zivilisierten“ Aktivitäten jede Stunde eine lebendige Art ausstirbt und innerhalb eines Menschenalters sogar das Klima der Erde umzukippen droht? Noch schneller dürfte hierzulande den meisten das merkwürdige Phänomen auffallen, daß eine Gesellschaft, die jahrhundertlang mit viel Kraft und Intelligenz darauf hingearbeitet hat, daß Menschen weniger arbeiten müssen, nun plötzlich



nach „Arbeitsplätzen“ schreit – und daß Menschen nicht davon leben können, etwas Vernünftiges füreinander oder gar für ihre Kinder zu tun, wenn sich nicht „Arbeitgeber“ finden, deren Kapital dabei reichlich genug bedient wird.

Die „Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus“ ist nicht ein utopisches Ziel; die zentrale Fehlstelle in unserer Selbstorganisation ist längst erkannt: die schrankenlose Macht des Geldes, dem auf Erden alles offenstehen soll, während es den Menschen, die es nicht besitzen, mehr und mehr an Freiheit nimmt. Die sogenannte Wirtschaftswissenschaft darf es nicht wagen, hierüber nachzudenken. Ihr ganzes Lehrgebäude ist auf zweierlei Aberglauben errichtet: Die Gesellschaft müsse das Kapital subventionieren und die Menschen müßten zu Hause und auf der ganzen Welt weiterhin um ihre Lebensgrundlagen konkurrieren. In einem SZ-Interview sagte Bundespräsident Herzog, wir müßten mithelfen, daß endlich mehr Gerechtigkeit in der Welt einkehrt, doch schon wenige Zeilen später hieß es, wenn wir den anderen nicht eine Nasenlänge voraus seien, müßten wir untergehen. Wie paßt das zusammen? Worum geht es in diesem Wettlauf? Ein Ziel gibt es gar nicht? Nur vorne muß man sein? Damit andere untergehen?

Nicht „die Spielregeln“ waren falsch. Das Spiel selbst kommt an sein logisches Ende, wenn die Teilnehmer den inneren Widerspruch seiner Grundidee erkennen. Mächtige Irrlehren gehen nicht unter, ohne sich noch einmal aufzubauen. Jede Diskussion über das Eigentumsrecht, speziell Geld- und Bodenrecht, wird tabuisiert. Aber die Untergangsphänomene lassen in vielen Köpfen neue Ideen keimen: Sollte es nicht nach so viel Fortschritt endlich „real möglich“ sein, gemeinsam den Frieden und menschenwürdige Lebensgrundlagen für alle zu sichern und die Macht und das weitere krebstartige Wachstum von Großem und Schnellem verfassungsmäßig zu beschränken? Dann gewännen wir Freiräume für das, was Menschen sehr gut können, ohne anderen ihre Chancen wegzunehmen? Was das sein mag? Lieben, Kinder wachsen lassen, sich freuen – kurz all das, was wir am „siebten Tag“ tun sollten. Wäre es ungerecht, wenn bei uns zu Hause – am „Aufstandsort Deutschland“ – eine neue Mehrheit mit diesem wahren „pursuit of happiness“ begänne?

So weit mein Leserbrief. Ob der vollständige Abdruck mit dem Urlaub leitender Redakteure zu tun hatte? (Ein kleiner Fehler fällt mir nun auf: In meiner Erinnerung waren zwei Pferdelängen zu einer Nasenlänge geschrumpft. Der Bundespräsident verlangt also noch mehr von uns als ich dachte ...) Ich bekam darauf viel Post als „Danksagung“, aber auch Beschwerden von Wissenschaftlern, weil ich von der sogenannten Wirtschaftswissenschaft gesprochen hatte – und natürlich Anonymes, das mich ans Schicksal von Leuten, die zu viel fragen, erinnern sollte. Fragen wir trotzdem weiter!



Wie ich in den beiden ersten Abschnitten (und in fast allem, was ich seit 20 Jahren schreibe) plausibel zu machen versuchte, war die Entwicklung der globalen Beschleunigungskrise bis zum Höhepunkt logisch notwendig – wegen der Selektionsvorteile des „Großen und Schnellen“. Erst wenn die Symptome zunehmender Lebensunfähigkeit der Leitideen das Erkennen der Ursachen in den Köpfen der Mehrheit wahrscheinlich machen, kann deren Macht gebrochen werden. Schließlich sind dies ja ebenjene Ideen, die bisher so erfolgreich waren, daß ihnen bis in den letzten Winkel der Erde nicht nur machthungrige Führungsschichten sondern auch die Armen und die Kinder anhängen. Der Glaube, das Neue werde schon besser sein als das Alte, wenn es sich auf dem Markt durchsetze, hatte ja gute Gründe. Es ist nichts anderes als der Aberglaube, daß der Teufel im Markt keine Macht habe, weil – wie in der Evolution der ersten fünf Tage – die unsichtbare Hand ihn letztlich immer erfolgreich niederhalte. Wer davon ausgeht, daß der Mensch wenigstens im Durchschnitt überwiegend guten Willens ist, und daß guter Wille von Gott belohnt wird und daher wahrscheinlich ausreicht, um individuelle, gesellschaftliche und biosphärische Lebensfähigkeit zu sichern, der findet ja im Marktgeschehen sogar einen Maßstab zur quantitativen Fortschrittsbewertung. Man muß nur alles was bezahlt wird aufsummieren – alles positiv natürlich, denn negative Zahlen können angesichts des guten Willens gar nicht auftauchen – und dann das Ergebnis, das sogenannte Bruttosozialprodukt, als Wertschöpfung bezeichnen. Schon geht es quantitativ nachweisbar aufwärts!

Wenn man die Geschichte so erzählt, möchte man kaum glauben, daß wir noch immer so dumm sein können. Tatsächlich muß aber diese Dummheit bis kurz vor dem Höhepunkt der Krise fast allen verborgen bleiben. Denken gegen den Strom ist sehr anstrengend – auch für mich, übrigens! Sind doch mit dem Wachstum des Bruttosozialprodukts so viele positive Erfahrungen verknüpft. Zunächst bedeutet es mehr Freiheit, Bequemlichkeit, Sicherheit, Genuß. Und vor allem nach den üblichen Kriegen oder Depressionen, in denen fast alles kaputtgeschlagen wurde oder verloren ging, war es doch selbstverständlich, fast alles Tun positiv zu bewerten! Daß alle zu essen haben, sich kleiden können, bequem wohnen, sich nach ihren Interessen bilden dürfen, nicht von Nachbarvölkern oder Herrensichten bedroht oder unterjocht sind, nicht harte Sklavenarbeit verrichten müssen, auch Zeit zum Spielen und Lieben haben, und Kinder in Freude wachsen sehen dürfen – das alles führt ja auch zu Marktgeschehen – und an dessen positiver Bewertung wird niemand zweifeln mögen – wenigstens solange nicht schon hierunter (wegen zu dichter Bevölkerung) die Biosphäre zusammenbricht.

Warum aber tritt keine Sättigung ein, wenn die Not überwunden ist und dank technischem und gesellschaftlichem Fortschritt all das hier Aufgezählte (und noch mehr)



mit immer weniger Anstrengung für alle erreichbar wäre? Warum hat das Rennen kein Ziel, an dem man sich erholen und sich seinen Liebhabereien oder gar den eigentlichen Sinnfragen zuwenden könnte? Ja früher – da kam immer gleich der nächste Krieg, und fast alle mußten wieder von vorne anfangen. Was aber nun, wenn Weltkriege immer unwahrscheinlicher werden? Wenn nicht mehr jede Generation einen großen Teil aller Gebäude neu errichten muß? Wenn nun die Arbeit von nur drei Prozent der Bevölkerung ausreicht, alle anderen zu ernähren? Wenn die jahrhundertelangen wissenschaftlichen und technischen Bemühungen um weniger Arbeitszwänge endlich Frucht getragen haben, so daß die Menschen mit wenig Erwerbstätigkeit gut leben und in der reichlichen „Freizeit“ anderen Interessen nachgehen könnten –ja, was ist dann?

Dann schreit man nach „Arbeitsplätzen“. Dann senkt man das Arbeitslosengeld, und am liebsten endlich auch die Renten. Dann verweist man darauf, daß bei den heutigen Sätzen der Sozialhilfe selbst die Familien mit mehreren Kindern (die doch eigentlich geradezu asozial sind!) nicht nur überleben, sondern sich sogar noch vermehren – so daß man zweifellos den Bedarf an Nahrung, Kleidung und Wohnraum noch niedriger ansetzen dürfte. Dann müssen die Schulklassen vergrößert werden und Lehrer länger arbeiten. Dann muß man auch an den Hochschulen sparen und diese durch Zinszahlungen von den Kindern armer Leute finanzieren lassen – falls diese etwa noch studieren wollen. Dann müssen Städte ihre Bäder und Theater schließen, weil „kein Geld da ist“. Dann müssen aus den Infrastrukturen für Dienstleistungen, die sich die Gesellschaft zum gemeinsamen Vorteil zu organisieren pflegte, jene Teile herausgebrochen und privatisiert werden, an denen neue Eigentümer am meisten profitieren können – wozu natürlich, wie auch bei allen anderen Unternehmen, vor allem die „Verschlankung des Personalkörpers“ gehört. Dann müssen Gewerkschaftler für die Beibehaltung oder den Ausbau umweltzerstörender Industrien und gar für wachsende Rüstungsexporte plädieren, weil es offensichtlich ohne beschleunigte Fortsetzung von Zerstörungsprozessen zu wenig Arbeit gibt, die hinreichende Lebensgrundlagen böte. Dann muß man, um Arbeit- und Kapitalgeber wieder gnädig zu stimmen – die Sorge für die zur Verschlankung abgestoßenen Gesellschaftsteile überwiegend ans Einkommen der verbliebenen Beschäftigten koppeln, keinesfalls aber an die viel rascher wachsenden Vermögen. Muß man schließlich nicht jenen, die das Geld haben, noch etwas hinzuschenken und ihnen wenigstens erlauben, auch hierzulande wieder die Produktion auf Kosten der Natur zu verbilligen, weil sie sonst unser Land nicht mehr als geeigneten „Standort“ für ihr Geld ansehen und mit ihren Schätzen fortziehen?

Da müssen wir fragen: Sollten wir es im Sinne der vielbeschworenen Gerechtigkeit nicht begrüßen, wenn nun das Kapital in die bisher zurückgebliebene Welt zieht und diese mit dem gleichen Aufschwung beglückt, den es bei uns in den letzten Jahrhun-



dernten bewirkte? Wenn es wahr ist, daß das Wirtschaftswachstum eine Erhöhung des Wohlstands bedeutet, so verdoppelt sich dieser doch selbst bei nur 3% mittlerem realem Wachstum in 25 Jahren. Könnten wir es uns damit (notfalls nach ein wenig Umverteilung von Arbeit und Einkommen) nicht ganz gut gehen lassen und eine Weile mit dem Erreichten zufrieden sein? Neuinvestitionen können doch nicht so eilig sein, wenn nun offenbar alle wesentlichen Bedürfnisse hierzulande mit ziemlich wenig Arbeit bequem zu decken wären. Könnte man nicht sogar auf die Idee kommen, daraus ergäbe sich eine moralische Pflicht, unser Kapital nun erst einmal bei den Elendesten der Welt arbeiten zu lassen? Natürlich wird die Produktion dort billiger sein, denn am Rande des Existenzminimums sind die Ansprüche viel geringer, aber immerhin klettert man dann auch ganz unten ein bißchen höher. Nimmt also nicht die Ausbeutung dort ab? Und wächst nicht dort neues Kapital? Sollten wir damit nicht einverstanden sein, selbst wenn es uns dann ein wenig schlechter ginge?

Nur merkwürdig: Wenn es uns schlechter ginge, müßten wir doch eigentlich nicht weniger sondern mehr zu tun haben – nämlich um daran zu arbeiten, daß es uns wieder besser geht! Wenn wir nicht mehr so gut an Güterexport verdienen können, weil die anderen ihre Güter selbst billiger produzieren, dann läge es doch nahe, daß wir statt dessen wieder mehr daran verdienen, daß wir hier zu Hause etwas füreinander tun – und zugleich für verminderte Abhängigkeit von Importen. Warum scheint auch dies eher schwieriger zu werden? Wo steckt der Widerspruch? Ach so – wir könnten ja solche notwendige Arbeit nicht einfach aufnehmen. Sie muß „gegeben“ werden. Wir sind nicht mehr Jäger und Sammler, und auch nicht Bauern und Handwerker eines Dorfes oder eines Marktfleckens. Wir können uns nicht mehr selbst unsere wesentlichen Bedürfnisse erfüllen. Alles läuft nun über den Weltmarkt! Und der wird natürlich vom Kapital beherrscht, das so viel mehr Bewegungsfreiheit hat als die Menschen.

Wir hatten übersehen, was hierzulande und weltweit zur Arbeits- und Lebensgrundlage der Mehrheit geworden ist: Die Bedienung des Kapitals einer Minderheit, das auf der Suche nach profitablen Anlagen um unseren Planeten herumschwappt. Immer stärker freilich auch auf der Suche nach Gewinnen aus Spekulation mit dieser Suche, aus Spekulation mit den Spekulationsgewinnen – und so weiter zu immer höheren „Derivaten“. Dabei ist ein großer Teil jener Spekulation nicht etwa, wie man meinen könnte, ein „Nullsummenspiel“, das Unbeteiligten nicht schadet. Vielmehr wird dabei indirekt – unter anderem durch die öffentlichen Kompensationsversuche bei Währungs schwankungen – die ganze Weltgesellschaft zusätzlich ausgebeutet. Pro Erdbewohner wird auf der Suche nach höherem Profit täglich bereits mehr Geld um die Erde bewegt, als in vielen Ländern mancher Arbeitnehmer im ganzen Jahr verdienen kann. Mit steigender Ableitungsordnung ist die Sklaverei immer raffinierter organisiert, aber auch anfälliger gegen kleine Störungen, so daß auf die Grundfunktion der Geldanlage in Produktionsmittel noch nicht völlig verzichtet werden kann. Sicher,



in vielen armen Ländern ist das Investieren wegen politischer Turbulenzen zu unsicher, oder es fehlen dort noch passend ausgebildete Menschen. Aber es wäre einfach kindisch, sich nun zu wundern, daß ein billigerer Diener vorgezogen wird, wenn er seine Arbeit ebenso gut macht.

Gegen freien Abzug des Kapitals zum Zwecke seiner verstärkten Bedienung in zurückgebliebenen Ländern spricht freilich, daß es ja gerade unsere höchsten zivilisatorischen Errungenschaften sind, unter denen nun die Biosphäre zusammenzubrechen beginnt. Ozonloch und Klimabedrohung, zum Beispiel, werden weit überwiegend vom „entwickelten“ Fünftel der Menschheit verursacht – nicht etwa von den Armen der Welt. Helfen wir jetzt allen, an diesen tödlichen „Lebensstandard“ Anschluß zu finden, so schrumpft die bis zur Entscheidung der globalen Beschleunigungskrise verbleibende Zeit von geschätzten fünfzig bis hundert Jahren auf wenige Jahrzehnte. Also wäre doch wohl vordringlich daran zu arbeiten, die bei uns gemachten Fehler vom größeren Teil der Welt fernzuhalten. Ist es vielleicht sogar schon diese Einsicht, die unser Kapital nun nach China oder Indonesien drängen läßt? Will man dort durch Investitionen in intelligentere Technik die Expansion unserer eigenen, als zerstörerisch erkannten Praktiken behindern? Will man etwa durch Entwicklung vielfältiger Techniken zur Sonnenenergienutzung die Verbrennung von Kohle, Öl und Gas zurückdrängen und den dringend notwendigen Ausstieg aus der Atomenergie sichern helfen? Nein – so sieht es nicht aus. Würden es nicht hierzulande die meisten begrüßen, wenn bald jeder Chinese und Inder ein deutsches Auto kaufte? Wohl selbst jene, die eben in Festreden versichert haben, daß die Mißhandlung der Erde aufhören müsse? Einsicht allein genügt offenbar nicht zum Ausstieg aus einer Sucht. Die meisten Abhängigen werden vielmehr selbst zu Dealern, um sich den benötigten „Stoff“ weiter leisten zu können.

Irgendetwas in unseren Leitvorstellungen paßt wohl nicht zusammen – nur wagt es kaum einer, auch nur Fragen danach zu stellen. Bei Wirtschaftswissenschaftlern mag dies verständlich sein. Für sie wäre es sehr schmerzhaft, von der Herrschaftselite exkommuniziert und in die „Spinnerecke“ abgeschoben zu werden. Wer von einem Staat, dessen Staatsreligion das Wirtschaftswachstum ist, auf einen Lehrstuhl gehoben und womöglich gar zu den Weisen gezählt wird, dem dürften kaum kritische Fragen einfallen. Oder umgekehrt.

In den Lehrbüchern der Wirtschaftswissenschaft dürften wir vergebens nach simplen Fehlern suchen, auf die man mit Fingern zeigen könnte. Rechnen können die Leute natürlich! Die Fehler sind alle schon vor der ersten Seite der Lehrbücher passiert: Konkurrenz zwischen Bürgern und Nationen um die Lebensgrundlagen gilt als naturgesetzlich erzwungen, ebenso wie das Recht auf leistungsloses Einkommen aus Eigentum. Wirtschaft ist von vorn herein so definiert, daß sie unaufhörlich wach-



sen muß. Bewahrung eines Zustandes heißt Stagnation. Das bedeutet für Ökonomen etwa dasselbe wie Waffenstillstand für draufgängerische Generäle oder wie dauerhafter Friede aus der Sicht von Rüstungsproduzenten und anderen Kriegsgewinnlern. Wirtschaftswissenschaft ist heute die Lehre vom Ablauf der Konkurrenz um Lebensgrundlagen unter Voraussetzung hergebrachter Eigentumsrechte.

Die systemtheoretische Einsicht ins Wesen der Krise hat uns nun gelehrt: Dieser Prozeß mußte instabil werden. Aber das ist kein Grund zur Mutlosigkeit. Selbstverständlich gibt es im Raum der Möglichkeiten Ideen, die zur Selbstbeschränkung dieses Mechanismus führen. Zwar finden die meisten Entscheidungen zwischen jeweils nur zwei Möglichkeiten statt, aber auf dem Weg in die Zukunft gibt es unübersehbar viele solche Verzweigungsstellen. Es bedarf übergeordneter Leitideen, um dabei am Rande des Chaos den Weg zu Lebens- und Entwicklungsfähigkeit zu finden. Wenn jemand sagt „Aber die andere Möglichkeit ist doch eben untergegangen!“, dann erinnern Sie ihn bitte daran, daß schon die Anzahl möglicher Muster, die durch Ziehen oder Nichtziehen gerader Linien zwischen 24 Punkten entstehen, größer ist als die Zahl der Atome im Weltall ...

Von etablierten Wirtschaftswissenschaftlern die Formulierung neuer Randbedingungen für eine lebensfähige Zukunft zu erwarten, das wäre freilich, als erhofften wir die Lösung der Verkehrsprobleme von den Veranstaltern der Formel-1-Rennen. Um innere Widersprüche in einer Wissenschaft zu finden, muß man aber glücklicherweise keineswegs Fachmann sein. Die systemtheoretische Logik kommt ja vor jeder Spezialwissenschaft! Warum also wagen sich auch außerhalb der Hochschulen noch so wenige an neues Denken? Sicher, solange der Imperialismus militärischer Natur war, wurde mit Querdenkern nicht viel Federlesens gemacht. Einkerkern, Auspeitschen, Aufhängen genügten lange, um das Tasten nach anderen attraktiven Ideen zu unterdrücken. Wirtschafts imperien müssen sich aber offenbar selten solcher atavistischer Mittel bedienen. Die Leitideen sind so glatt, so gut an die Bedürfnisse und Fähigkeiten nicht nur der Privilegierten sondern auch der Mehrheit angepaßt, daß wir entlang der mit so vielen guten Vorsätzen gepflasterten Straße noch immer fast im Gleichschritt zur Hölle hinabmarschieren. Wir müssen wohl erst noch tiefer hinunter. Aber bitte nicht ungeduldig werden! Es wird ja rasch steiler – und immer schneller müssen sich die Beine bewegen. Daß es dafür Grenzen gibt, wird schließlich sogar Wissenschaftlern einleuchten, wenn sich in der Marschkolonne rapide das Stolpern ausbreitet. Doch lieber ein Beinbruch als endgültiger Absturz! Also bitte: Mehr Stolpersteine legen!

Können wir „Knackpunkte“ aufzeigen, in denen die inneren Widersprüche konzentriert sichtbar werden, und wo schon relativ geringe Eingriffe die Wahrscheinlichkeit des Übergangs zu lebensfähigeren Ideen entscheidend erhöhen würden? Na-



türlich hat es hierfür viele Vorschläge gegeben. Sie beginnen meist mit einem „man müßte doch nur ...“. Etwa das Privateigentum abschaffen – oder dieses einigermaßen gleichmäßig verteilen – oder den Zins verbieten – oder ein „neutrales Geld“ institutionalisieren – oder alle als schädlich erkannten Wirtschaftsprozesse „desubventionieren“ und schließlich progressiv besteuern – oder gewisse „Emissionsrechte“ und andere heute kostenlose „Rechte“ auf natur- und gesellschaftsschädliche Produkte und Verfahren fortschreitend einengen und handelbar machen – oder eine Kommission hochbezahlter und daher unbestechlicher Experten mit höchstem Sachverstand und größtmöglichen Computern das Wohl der Massen organisieren lassen ...

Einmal abgesehen von besonders simplen Versionen (wie etwa dem noch immer häufigen „man müßte doch nur mich an die Macht lassen und die Gegner liquidieren“) entstammen viele solche Vorschläge durchaus der Wahrnehmung von „Knackpunkten“ – aber oft scheinen sie mir doch den fundamentalen Widerspruch weitgehend auszusparen: Evolutionärer Fortschritt geschieht allein durch Konkurrenz, aber eben diese Konkurrenz erzwingt das Machtwachstum globaler Strukturen und beschleunigter Prozesse bis zu einem kritischen Punkt – den wir nun erreicht haben. Unterdrückten wir aber die Konkurrenz, so würde dies evolutionären Fortschritt verhindern und globale Macht sogar voraussetzen. Das sieht wie ein wirklicher Widerspruch aus, eine logische Aporie, also eine schon fürs Denken ausweglose Lage. Tatsächlich aber deutet doch bereits die Reduzierung des Problems auf diese paar Worte den Ausweg an: Wir müssen Regelungsmechanismen für die Konkurrenz schaffen, die das Überschreiten der kritischen Grenzen verhindern. Das Gezappel der einzelnen und der Völker muß mit Hilfe kultureller Selbstorganisation vom Kampf ums Überleben an der biologischen und ökonomischen Front an höhere Fronten im Raum der Möglichkeiten verlegt werden. Dort winken größere, auf lange Sicht unerschöpfliche Freiräume.

Wo müssen die Selbstbeschränkungen ansetzen, die jene höhere Freiheit eröffnen? Die zunächst biologisch überlieferte Konkurrenz um Lebensgrundlagen ist heute vor allem dadurch institutionalisiert, daß es rechtlich zulässig ist und sich lohnt, sich die Lebensgrundlagen anderer Menschen anzueignen. Zunächst die Menschen selbst, als Leibeigene – später, in jener „raffinierteren Organisationsform der Sklaverei“, nur deren Lebensgrundlagen. Wie gesagt: Um Macht über andere zu haben, muß man sie ja nicht als Eigentum besitzen. Es genügt, sich ihre Lebensgrundlagen anzueignen. Dann bedienen sie nicht mehr den Herren, sondern nur noch sein „Kapital“. Das mit solchem Eigentum verbundene Einkommen wird selbstverständlich vorzugsweise in den Erwerb weiterer menschlicher Lebensgrundlagen investiert – und niemand muß angesichts dieser verfeinerten Form der Sklaverei ein schlechtes Gewissen haben. Alles ist rechtmäßig. Und es gibt kaum noch grausame, sondern nur noch gnädige Herren.



Wenn aber doch weder Sokrates noch Jesus sich gegen die Sklaverei ausgesprochen haben – warum sollen nun wir sogar gegen deren so viel modernere, scheinbar moderatere Form aufstehen? Wer nicht fremdes Kapital bedienen will, kann sich doch selbst darum bemühen, Eigentum anzuhäufen und dabei Lebensgrundlagen anderer anzueignen. Ach ja – die Chancengleichheit! (Wenn Wirtschaftspolitiker sie erwähnen, fällt mir Aesops böses Lamm ein, das dem flußaufwärts trinkenden lieben Wolf das Wasser trübte ...) Wenn nicht die Macht, anderen ihre Chancen wegzunehmen, im Verhältnis sowohl zwischen einzelnen als auch zwischen Gruppen wirksam begrenzt ist, schließen Konkurrenz und Chancengleichheit einander logisch aus.

Die Idee der Chancengleichheit hat wie das Sklavereiverbot mit der Einsicht zu tun, daß „alle Menschen vor Gott gleich sind“. Was sollte das wohl heißen? Wir können es auch in der hier verwendeten Sprache sagen: Menschen dürfen sich nicht gegenseitig den Weg zur eigentlichen Front menschlicher Möglichkeiten versperren, also zur Entfaltung ihrer seelischen und geistigen Fähigkeiten. Weil dieses der Wirklichkeit erst kürzlich zugänglich gewordene Reich so unerschöpflich ist, ist hier die Enteignung von Chancen durch „Aneignung“ unwahrscheinlich, und die Konkurrenz um Ideen kann durch rein geistige Macht kaum behindert werden – wenn nur die biologische und ökonomische Existenz hinreichend gesichert ist. (Vielleicht fällt Ihnen hier die geistige Macht der Medien als Gegenbeispiel ein – aber ich glaube, mit dieser wäre es ohne ihre ökonomische Macht schnell vorbei.) Gleichheit der Chancen im wesentlich menschlichen Bereich setzt also die gemeinsame Sicherung biologischer und ökonomischer Grundlagen voraus – also die Verhinderung jeder Macht zur Ausbeutung.

In einer komplexen Gesellschaft führt freilich der Versuch, der Machtentstehung durch Förderung von Gegenmacht zu begegnen, nur zum Wuchern weiterer zerstörerischer Strukturen. Machtwachstum muß schon an den Wurzeln behindert sein. Ähnlich wie die militärische Konkurrenz zwischen Staaten erst durch deren „strukturelle Nichtangriffsfähigkeit“ überwindbar sein wird, wird auch das Wachstum wirtschaftlicher Macht erst durch eine verfassungsrechtlich gesicherte „strukturelle Nichtausbeutungsfähigkeit“ verhindert werden.

Über Begriffe wie *Eigentum*, *Aneignung*, oder *Ausbeutung* kann man nicht mit Vorstellungen ewiger Moralgesetze streiten. Ewig sind nur die Gesetze der Logik. Wie zunächst die Aneignung von Sklaven den kulturellen Fortschritt förderte, so war natürlich auch die kapitalistische Vorstellung, daß Eigentum eine Leistung sei, die sich lohnen solle, evolutionär gesehen zunächst zweifellos eine „gute Idee“. War nicht Besitz Ausdruck von Bewährung? Diente nicht seine Macht der Sicherung des Bewährten – also der Beschränkung des Gezappels, das zu rasch vom bewährten Attraktor wegführen könnte? Ja – aber wie wir sahen, mußte eben auch diese gute Idee schließlich



instabil werden. Für manche bringt das noch Vorteile – eine dafür typische Karriere ist etwa die „vom Geldwäscher zum Millionär“. Aber es ist nicht mehr zu übersehen: Das Wachstum der Vermögen und ihr Anspruch auf immer weiteres Wachstum durch Einkommen aus Eigentum hat eine Macht entstehen lassen, die zu einer der wichtigsten Antriebskräfte auf dem Weg in die globale Beschleunigungskrise wurde.

Macht bedeutet schon dem Wortsinn nach nichts anderes als Vermögen. Gehen wir der Sache mit den Vermögen noch ein wenig nach. Der Anspruch auf Wachstum hat natürlich etwas mit dem Zins zu tun, der die Geldvermögen wuchern läßt. Allein die deutschen Geldvermögen überschreiten bereits das doppelte des jährlichen Bruttosozialprodukts. Das will bedient sein. So ist heute, 50 Jahre nach Kriegsende, durchschnittlich etwa ein Viertel jedes Kaufpreises eine Zinszahlung, und bei der Miete sind es sogar schon drei Viertel. Selbst wenn dann zur Linderung der Wirkungen der Staat andere Subventionen zahlen muß – Wohngeld etwa, damit „kleine Leute“ (die womöglich auch noch glauben, Kinder haben zu müssen!) nicht auf der Straße sitzen – nimmt die „öffentliche Hand“ dafür bei den Vermögenden Kredite auf, so daß die Kapitalbedienung noch weiter steigt ... Das Kapital wächst zunächst durch die Miete, und dann nochmals durchs Wohngeld, das wegen der hohen Mieten erforderlich wurde – und natürlich durch all die anderen Schulden, die die „öffentlichen Hände“ aufnehmen müssen, um Geld für die Linderung von Schäden zu bekommen, die zuvor im Interesse der Geldvermehrung angerichtet worden waren. Welch raffinierte Organisation der Ausbeutung!

Aber praktisch jeder Bürger profitiert doch auch irgendwo von Zinsen, meinen Sie? Na ja, von zehn Haushalten sind bei uns acht Netto-Zinszahler, bei einem gleicht sich's etwa aus, und einer profitiert. (Das phantastische Ungleichgewicht käme noch stärker heraus, wenn man dieses letzte Zehntel feiner aufschlüsselte.) Während man sich aber wundert, wie trotz all unserer Wirtschaftsleistungen nicht weniger sondern mehr Menschen in „wirtschaftliche Schwierigkeiten“ geraten, und während man deshalb allenthalben nach „Subventionsmißbrauch“ und Möglichkeiten der „De-Subventionierung“ forscht, arbeitet die gesamte Gesellschaft immer verbissener an der Subventionierung des Kapitals!

Was vermag all das Vermögen? Stehen ihm überhaupt noch wirkliche Werte gegenüber – wenn nun nahe dem Höhepunkt der Krise die ökologischen und gesellschaftlichen Untergangssymptome sich häufen? – Im Grunde weiß jeder, daß exponentielles Wachstums den Keim des Untergangs in sich trägt. Das hat man oft mit der Geschichte vom „Josephspfennig“ veranschaulicht: Hätte Joseph bei der Geburt Jesu einen Pfennig zu 5% Zins und Zinseszins angelegt, so wäre dieser bis zum Jahr 95 auf eine Mark gewachsen, im Jahre 189 auf hundert und im Jahre 236 auf tausend. Im Jahre 296 wäre es ein Kilogramm Gold (zu DM 18.000,-)



geworden; im Jahre 438 tausend Kilo Gold, im Jahre 1466 eine goldene Erdkugel, 1749 eine Million, 1890 eine Milliarde und heute etwa 200 Milliarden goldene Erdkugeln. Zufällig gibt es gerade etwa so viele Sterne in unserer Milchstraße ... – Wäre nur der Zins, nicht aber der Zinseszins gezahlt worden, wäre jener Pfennig bis heute auf nur eine Mark angewachsen. Exponentielles Weiterwachsen aber müßte demächst das gesamte Weltall in Gold verwandeln (– und, damit's weitergehen kann, auch noch dafür sorgen, daß das Universum nicht nur nach dem läppisch trägen Hubbleschen Gesetz expandiert).

Bei diesen Zahlen folgte ich einem Buch von Margrit Kennedy. Auch die zuständigen Fachleute haben hierzu natürlich etwas zu sagen. Ich darf Ihnen aus dem Anhang jenes Büchleins etwas aus der Stellungnahme eines Wirtschaftswissenschaftlers vorlesen. Der Niederländer Ronald Paping sagt in seiner Kritik (in einer Diskussion mit Hugo Godschalck):

„... Die Idee, daß exponentielles Wachstum der Produktion nicht möglich ist, wird nicht untermauert. Tatsächlich findet schon jahrhundertlang ein exponentielles Wachstum statt, ohne daß dies zu einem großen Zusammenbruch führte. Kennedy gibt auch nicht an, wie ein exponentielles Wachstum des Geldsystems die Ursache des exponentiellen Produktionswachstums ist. Ich vermute sogar, daß sie, wenn sie von einer Accelerationsphase der exponentiellen Wachstumskurve spricht, die Essenz des exponentiellen Wachstums nicht ganz durchschaut. Exponentielles Wachstum bedeutet eine gleiche jährliche Wachstumsrate, wobei von Acceleration keine Rede ist.“ (Seite 227 in: Margrit Kennedy: Geld ohne Zinsen und Inflation, Goldmann-Verlag, München 1994)

Ist hier nicht die Art, in der Wirtschaftler die immer steiler werdende Exponentialkurve als Inbegriff von Stabilität verinnerlicht haben, schöner dargestellt als es jeder Satiriker vermöchte? – In die Zukunft hinein betrachtet hat freilich der Zins noch einen anderen Aspekt, der wohl Herrn Paping den Mut gäbe, selbst den drohenden Zusammenbruch der ganzen Lebenswelt als „nicht groß“ zu bezeichnen: Dieser Zusammenbruch würde uns gar nicht viel kosten! Bei einem Diskontsatz, wie ihn Spezialisten für die Bewertung künftiger Schäden gern wählen, ist ein Schaden, der in hundert Jahren eintritt, heute nur mit etwa einem Millionstel zu bewerten. Richtig – die Bedrohung durch den Wasserfall ist geringer, wenn er noch weit entfernt ist – aber doch wohl nur, wenn man ihn wahrgenommen hat und gegenzurudern beginnt.

Dr. Paping wird freilich sagen, er habe doch vor allem ausdrücken wollen, daß die vielfachen historischen Zusammenbrüche (die für ihn allesamt nicht „groß“ waren) nicht wegen des Zinseszins effekts eintraten. Und da hat er recht. Dieser Effekt führt ja selbst bei 7% in 50 Jahren erst zur Verdreißigfachung eines Geldvermögens. Der-



art lange Friedenszeiten gab es früher kaum jemals. Eroberungs- und Beutelust, oder die Angst vor dieser, führten stets früh genug zum Zusammenbruch und Neubeginn. So kam der Pferdefuß exponentiellen Wachstums wohl kaum je durch den „Josephspennigeffekt“ bei den Vermögen zum Vorschein. Diese wurden stets rechtzeitig vernichtet oder geraubt und umverteilt.

Im letzten Stadium vor dem Höhepunkt der globalen Beschleunigungskrise ist dies allerdings anders geworden. Nachdem der militärische Imperialismus durch wirtschaftlichen ersetzt werden konnte, müßten nun die exponentiell wachsenden Mächte offenbar entweder durch wirtschaftliche oder durch ökologische Probleme kollabieren. Aber Sie wissen jetzt sicher schon: Ich sehe eine dritte Möglichkeit! Wir sind ja an der Schwelle jenes Reiches der wesentlich menschlichen Möglichkeiten. Die falschen Ideen sind in unseren Köpfen – und sie könnten in unseren Köpfen zusammenbrechen! Das wäre doch dem Untergang der menschlichen Kulturen und der oberen Stockwerke der Biosphäre bei weitem vorzuziehen – und deshalb versuche ich auch mit Ihnen hier daran zu arbeiten: Wir können das Wesen der Krise verstehen, wir können gedanklich an der Gestaltung eines neuen Verfassungsrahmens für Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Technik arbeiten, und wir können mithelfen, bessere Einsicht und Ansätze zu neuen Ideen weiterzuverbreiten. Dann gibt es noch immer eine Chance, daß Menschheit und Lebenswelt sozusagen noch „vor dem Wasserfall“ ans Ufer gelangen.

4. Zur Organisation der Grenzen des Wachstums

Seit der „Club of Rome“ vor etwa 25 Jahren die „Grenzen des Wachstums“ darstellte, konzentrierte sich das Interesse von Wirtschaft und Politik vor allem auf die Frage, wie wir nach Erschöpfung der „Ressourcen“ weiterwirtschaften könnten. Als sich dann herausstellte, daß viele der Rohstoffe doch in größeren Mengen zu finden sind als damals geschätzt wurde, daß durch höheren Energieeinsatz die Grenzen immer weiter hinausgeschoben würden, und daß ja schließlich allein solcher Energieeinsatz und neue Techniken der Rohstoffgewinnung schon wieder eine Quelle wirtschaftlichen Wachstums sein würden, da war der Schreck für die meisten überwunden. Erst als Probleme wie die Klimaentwicklung, der Abbau der stratosphärischen Ozonschicht und das rapide Artensterben auch von großen Medien aufgegriffen wurden, drang allmählich ins Bewußtsein weiterer Kreise, daß die eigentliche Bedrohung ja gar nicht in der Erschöpfung der Quellen, sondern sozusagen in der Verstopfung der Abflüsse liegt. Atmosphäre, Gewässer und Böden werden durch die Verteilung unserer Produkte, die letztlich fast alle dort als „Abfallprodukte“ enden, so sehr belastet, daß uralte Kreisläufe der Erde und des Lebens zusammenzubrechen beginnen. Die einzige Hoffnung liegt also nicht in der Erschließung neuer „Ressourcen“, son-



dem in der Selbstbeschränkung der Menschheit auf lebensverträgliches Wirtschaften, also das Wiederfinden praktisch geschlossener Kreisläufe, die langfristig mit der Biosphäre verträglich sind.

Die lange so erfolgreiche Idee des Wirtschaftswachstums wird oft mit der Idee der Krebszelle verglichen: „Ich muß mich ja gar nicht danach richten, welche Rolle ich im Organismus spielen soll und kann! Ich habe doch begriffen, wie ich viel schneller vorankomme!“ Das geht ein Weilchen gut. Es wächst etwas heran. Wie mit der Menschheit, die sich dann als Krebsgeschwür der Biosphäre erweist. Die Aussicht auf neue Ressourcen müßte also eher hoffnungslos stimmen: Gelingt es dem Tumor, sich besser zu versorgen, so vergiftet oder überwuchert er seinen Wirt nur um so rascher. Gegen die „neue Idee“ des Tumors, die zunächst durch einen kleinen zufälligen Schaden in einer Erbanlage seiner Ausgangszelle verwirklicht wurde, richten sich zwar vielerlei Abwehrmechanismen auf dem Niveau des Zellkerns, des Zellverbands und des ganzen Organismus, aber wenn der Prozeß zu weit fortgeschritten ist, gibt es kein Halten mehr. Die Analogie geht sehr weit – doch nicht unbedingt bis zum Ende. Die gefährliche Idee, die immer mehr Menschen erfaßt hat, ist nämlich nicht erblich. Es ist jener Aberglaube, wir könnten in Eile die Welt verbessern. Im Bild des Tumors verfolgt jede entartete Zelle nur noch das eine, tödliche Ziel, ihre Idee durch weitere Teilung auszubreiten. In der Krise der Menschheit dagegen hat jeder einzelne noch Möglichkeiten, in sich selbst und im Austausch mit seiner Nachbarschaft nach anderen Ideen zu tasten. Dies ist der entscheidende Unterschied zur Krebsanalogie. Anders als auf biologischem Niveau, gibt es nun Möglichkeiten neuer Selbstorganisation des instabil gewordenen Gewächses aus seinen eigenen Fähigkeiten heraus!

Es geht also darum, die „Grenzen des Wachstums“ politisch zu organisieren. Dieser geschichtliche Prozeß beginnt nun in Gang zu kommen – wie ja unter anderem die Veranstaltung dieses Symposiums zeigt. Zwar hat uns Professor Sontheimer eben noch einmal versichert, Francis Fukuyama habe eigentlich schon recht gehabt mit dem Schlagwort vom „Ende der Geschichte“, denn nun folge ja endlich die ganze Erde wenigstens im Prinzip unseren Leitideen, sei also praktisch schon im Paradies – weil ja „unser System der liberalen Demokratie frei von fundamentalen inneren Widersprüchen“ sei. Aber dieser Glaube bröckelt zusehends selbst bei liberalen Professoren. Die Anzeichen von Instabilität und Chaos sind doch allzu deutlich geworden. So sagte kürzlich Ralf Dahrendorf, wohl noch immer Chef der London School of Economics: „Erhalt des Sozialgefüges und Gewährleistung wirtschaftlichen Gewinnstrebens unter den Bedingungen einer freiheitlichen Demokratie – das ist fast eine Quadratur des Kreises.“ Da hätten wir ja schon einen ziemlich fundamentalen Widerspruch. Vielleicht habe ich Ihnen diesen mit der Erinnerung an allgemeinere Prinzipien der Wertschöpfung und mit den Beispielen aus der alltäglichen „Standortdiskussion“ noch deutlicher machen können.



Sontheimer sagte, das „weltweite Ringen zwischen Markt und Plan“ sei nun zuende. Es gebe keine „real existierenden Alternativen“ mehr zur „freien Marktwirtschaft“. Natürlich mußte die Vorstellung, eine Gruppe wohlmeinender Experten (die obendrein zwangsläufig zur Machtclique oder gar zur Verbrecherbande entartet) könne mit Fünfjahresplänen das Wohl der Massen organisieren, noch schneller zusammenbrechen als unsere eigenen politischen Ideen. Aber daß in letzteren deshalb kein Widerspruch steckt, folgt daraus nicht. (Ganz abgesehen davon, daß jene Vorstellung des Nutzens von Zentralkomitees nach ihrem Ende im Osten nun in ganz Europa Fuß zu fassen scheint ...) Der raschere Zusammenbruch der angeblich einzigen Alternative hat diese immerhin daran gehindert, die ganze Welt mit in den Untergang zu ziehen. Was unser „Siegensystem“ betrifft, ist diese Gefahr leider noch nicht abgewendet. Aber der Untergang des sogenannten Sozialismus wird uns bei der Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus helfen. Endet doch nun nicht mehr jede Diskussion über die eigenen Probleme mit einem „dann geh doch rüber!“. Ja – die alte Geschichte ist zuende. Es beginnt eine neue.

Ich weiß nicht, auf wen die Formulierung von der „Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus“ ursprünglich zurückgeht. Ich hörte sie zuerst von dem Verfassungsrechtler Dieter Suhr, der leider so früh sterben mußte. Die Formulierung trifft den Nagel auf den Kopf. Die widersinnige, aber offenbar sogar für Professor Sontheimer selbstverständliche Identifizierung von freier Marktwirtschaft und Kapitalismus zeigt einen der wichtigsten Knackpunkte auf, an denen weiterzuarbeiten ist. Unsere Marktwirtschaft ist eben keineswegs frei, sondern der Herrschaft des Kapitals unterworfen. Sontheimers Behauptung, es gebe „keine theoretischen Entwürfe radikaler Alternativen“, weist ihn als Realisten aus. So nennt man Leute, denen der Möglichkeitssinn fehlt. Sie nehmen typischerweise andere Möglichkeiten noch nicht einmal wahr, wenn diese schon seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten viele theoretische Köpfe bewegten. Ich kann hier auf radikale Alternativen natürlich nicht systematisch eingehen. Ein wenig namedropping und ein paar anekdotische Anmerkungen müssen genügen.

Vor allem eines aber sollte im hier skizzierten Weltbild klar werden: Es geht nicht um theoretische Entwürfe alternativer Zukünfte, sondern zunächst um das Verständnis der logischen Voraussetzungen lebens- und entwicklungsfähiger Zukunft, und sodann um den Entwurf dementsprechender Verfassungen auf globaler, regionaler und lokaler Ebene. Die Details der Zukunft sind nicht zu entwerfen. Wir müssen sie unter den richtigen Bedingungen wachsen lassen. Und dazu gehört vor allem die Befreiung von falschen Zwängen, die Begrenzung des rasenden Wachstums einfältiger Mächte.



Fundamentale Probleme mit der Entwicklung von Macht müssen schon auf den ersten Marktplätzen aufgetaucht sein – lange vor den ersten Ansätzen zu „liberaler Demokratie“. Denken Sie an Moses‘ Versuch, die durch Schuldzinsen entstehende Versklavung zu mildern. Auch in den nächsten zweieinhalbtausend Jahren gerieten etwa das Zinsproblem, die Verteilung der Verfügungsrechte über Lebensgrundlagen, die Sklaverei, die Steuerung der Politik durch Besitzende, und das gesamte Eigentumsrecht niemals aus der Diskussion. Nur waren eben die Mächtigen meist mächtig genug, allzu klare Köpfe einfach abschlagen zu lassen. Das wurde schwieriger, als die liberalen Demokratien aufkamen und einige Radikale Einfluß gewannen, die der Mehrheit einredeten, sie müsse künftig nicht mehr allein ums nackte Überleben kämpfen und gar ihre Kinder in Bergwerken herumkriechen lassen. Wir wissen, warum auch die sozialistische Bewegung das Wachstum immer gefährlicherer Machtstrukturen nicht verhindern konnte. Das Denken war noch nicht bis zum Kern der falschen Herrschaftsideen vorgedrungen. Auch heute können natürlich Gedanken wie die von Marx, Proudhon, Gesell, Bakunin, Landauer und all den anderen keine Rezepte liefern, die in unserer Situation direkt anwendbar wären, aber ich glaube, vieles davon wird uns bei der weiteren Suche im Raum der Möglichkeiten helfen können.

Lassen Sie mich, als ein Beispiel, an Silvio Gesells Vorschlag eines „rostenden Geldes“ erinnern, der seit hundert Jahren in der „freiwirtschaftlichen Bewegung“ weitergepflegt wird, und an den Dieter Suhrs Denkwürfe zu einer Ökonomie mit „neutralem Geld“ anknüpfen. Den Kern der Idee kann man folgendermaßen skizzieren: Das Geld, das als Tauschmittel auf dem Markt unerlässlich ist, ist als infrastrukturelle Dienstleistung der ganzen Gesellschaft anzusehen. An dieser soll nicht der eine mehr als der andere profitieren können. Mit dem „Haben“ von Geld oder einem vertraglichen Anspruch auf Geld darf kein reales Wachstum von Vermögen verbunden sein. Wenn die Notenbank den Geldumlauf genau genug der gesamten Wirtschaftstätigkeit anpassen kann, wird aber auch Abwertung durch Inflation ausgeschlossen. Die Störung dieses Umlaufes durch „Horten“ von Geld wird dadurch verhindert, daß wie für andere öffentliche Dienstleistungen eine Gebühr auf dieses erhoben wird. Geld unterm Kopfkissen oder auf einem untätigen Konto aufzubewahren, lohnt sich nicht nur nicht, sondern kostet sogar etwas.

Für das Bargeld wurden von Gesell etwa regelmäßige gebührenpflichtige Gültigkeitsstempel vorgeschlagen – und dies bewährte sich in der Weltwirtschaftskrise beim berühmten Experiment von Wörgl am Inn wegen des geringen Umfangs auch praktisch (bis zum Verbot aus Wien). Andere Vorschläge wollten die Gebühr an den Umtausch jeweils einer von mehreren (etwa verschiedenfarbigen) Serien koppeln, die zu einem zufälligen Zeitpunkt für ungültig und umtauschpflichtig erklärt würde. Wer Geld übrig hat und es für spätere Anschaffungen oder fürs Alter sparen will, muß also vertraglich mit einer Privatperson oder einer Bank regeln, daß er es zum verab-



redeten Zeitpunkt unvermindert zurückerhält. Die Gebühr wird ja in der Zwischenzeit von den im Umlauf wechselnden kurzfristigen Nutzern aufgebracht. Zinsen wird freilich unter diesen Umständen auch niemand fordern können. Der „Liquiditätsvorteil“ des Geldes, mit dem Keynes den Zins begründete, wäre ja nicht mehr gegeben.

Keynes war übrigens unter den angesehenen Wirtschaftswissenschaftlern ziemlich als einziger an den Vorschlägen des „Außenseiters“ Silvio Gesell interessiert. Er wollte sich ihnen aber nicht anschließen, weil er der Meinung war, die Kapitalrendite, und damit auch der Zins, werde wegen des immer größeren Kapitalangebots in nicht allzu ferner Zukunft ohnehin praktisch gegen Null schrumpfen. Wie wir sehen, hat er sich geirrt – und wir verstehen wohl auch, warum: Wenn dem Geld die Freiheit eingeräumt bleibt, praktisch alle Werte und vor allem die Lebensgrundlagen aller Menschen anzueignen, und wenn es zugleich „von allein“ jährlich um mehrere Prozent wächst, so ist hierdurch ein innerer Widerspruch konstruiert, der nicht Schrumpfung sondern Expansion bewirkt. Echte gesellschaftliche Wertschöpfung kann ja, wie ich klarzumachen suchte, nicht rasch im Vergleich zur Generationenfolge geschehen. Der Widerspruch führt dazu, daß immer mehr Menschen an „sogenannter“ Wertschöpfung arbeiten müssen, die in Wahrheit immer tiefere Zerstörungen in der Gesellschaft und am ganzen Planeten anrichten muß – daß aber dabei dennoch das Kapital mit seinem Anspruch auf Bedienung durch weitere solche Tätigkeiten immer weiter wächst. Es kommt also nicht zu der von Keynes erwarteten Sättigung, sondern, ganz im Gegenteil, zur exponentiell anwachsenden Instabilität. Erst unmittelbar vor dem Höhepunkt der globalen Beschleunigungskrise kann diese aber wegen der ökologischen und wirtschaftlichen Symptome ins Bewußtsein einer Mehrheit dringen.

Ein Neubeginn beim Nachdenken über die Macht des Geldes wird auch in den weltweit vielfältig aufblühenden Versuchen mit sogenannten LET-Systemen sichtbar. *Local-Exchange-Trading-Systems* sind Tauschringe, in denen die Teilnehmer Waren und Dienstleistungen über Punktekonto verrechnen, die nicht in „normales“ Geld umwandelbar sind. In solchen Verrechnungssystemen können etwa Erwerbslose füreinander als Arbeitgeber oder Arbeitnehmer tätig werden, wenn sich nur die beiden Rollen im Mittel ausgleichen. Käme es dazu, daß über solche Organisationen ein merklicher Anteil der Wirtschaftstätigkeit liefe, so würden selbstverständlich die Finanzbehörden Steuern und Versicherungsbeiträge einzutreiben versuchen. Schließlich verschaffen ja die Teilnehmer unter Vermeidung von Geld einander „geldwerte Vorteile“. Wegen der bürokratischen Trägheit und der praktischen Kompliziertheit sind aber Gesetzgeber und Behörden bisher kaum in dieser Richtung tätig geworden. Ein für sie gefährliches Wachstum der Tauschringe müssen wohl die Mächtigen auch kaum befürchten, da sie ja die wesentlichen Lebensgrundlagen der meisten Teilnehmer – von Land und Häusern bis zu den Medien – schließlich doch in der Hand behalten, solange nicht neue politische Mehrheiten tieferreichenden Wandel des Eigentumsrechts erzwingen.



Sie merken schon: Ich komme Ihnen mit unanständigen Gedanken! Sogar das Wort Umverteilung kam schon vor – das doch ausgesprochen obszön klingt. Ist es nicht sinnverwandt mit Worten wie Perversion oder gar Revolution? Aber in einer Instabilität kann es ja nicht anders sein: Politik, die sich das Ziel setzt, aus der Instabilität herauszukommen und die Lebensfähigkeit des Systems wiederzugewinnen und dauerhaft zu sichern, ist revolutionär. Wir haben noch etwa ein Menschenalter – dann müssen die „Grenzen des Wachstums“ durch völlig neuen Umgang mit den heiligsten Kühen der Gesellschaft gesichert sein. Aber wir müssen davor keine Angst haben, denn es geht nicht etwa darum, diese zu schlachten, wie es eben der Bundespräsident in seiner Neujahrsansprache empfahl (... Sie sehen: Es sind schon 5 Monate seit dem Vortrag vergangen, zu dem ich hier etwas aufschreibe ...). Vielmehr müssen wir sie endlich auf grüne Weiden und an frisches Wasser führen und sie dort freilassen, statt sie an Ketten jenen selbstaufgeschütteten Berg hinaufzuschleppen.

Was muß uns denn wirklich heilig sein? Nicht das Geldrecht, das Bodenrecht, das Patentrecht, das Recht auf Einkommen aus Vermögen, das Recht auf unbegrenztes Wachsen des Eigentums von einzelnen oder Gruppen. Auch nicht das Recht auf Freiheit der Forschung und Entwicklung in Bereichen, wo kleine Fehltritte zu tiefem Absturz führen können. Was also? Die Freiheit? Ja – aber welche? Die des Freibeuters? – Eine Antwort scheint hoffnungslos schwierig. Hundert Generationen unserer Vorfahren haben diese Fragen umkreist, und sind dabei naturgemäß immer attraktiveren Ideen nahegekommen. Warum sollten gerade wir es schaffen, von diesen wieder herunterzukommen? Ganz einfach: Weil wir etwas hinzugelernt haben! Das Weltbild der Wissenschaft, das die Mittel für die nun prekär gewordene Kletterei lieferte, zeigt uns unstrittig auch den teuflischen Abgrund. Und damit schält sich aus dem Bündel all der lang umkreisten Ideen ein lebensfähiger Kern heraus, der schon seit Jahrtausenden immer wieder aufleuchtete, aber auch immer wieder durch Wachstum anderer Mächte verschüttet wurde.

Gerade im rechten Moment kamen mir ein paar Zettel in die Hände, auf denen dieser Kern kurz genug skizziert ist. Lassen Sie sie mich hier zum Abschluß anfügen. Offenbar stammen sie vom Korrespondenten einer Tageszeitung, der von einem Parteitag über das dort vorgestellte neue Programm berichten wollte. Dieses muß wohl in Zusammenarbeit mit ähnlich Denkenden in vielen Nationen zustandegekommen sein. Weil eine unserer hergebrachten Parteien eben jetzt überhaupt nicht weiß, was sie will, und weil auch die Wähler davon keine Ahnung haben, sollte man ihr vielleicht diese Skizze anbieten. Die Ideen des Liberalismus sind ja der Logik der Wertschöpfung gar nicht so fern gewesen. Nur haben die „Realliberalen“ es noch immer nicht einmal im Kopf geschafft, sich ernsthaft den Problemen des Machtwachstums zu stellen. Bei den anderen hergebrachten Parteien ist die Verdrängung fundamentaler Probleme sicherlich kaum geringer – wenn auch mit jeweils verschiedenen



Schwerpunkten. Aber bei jeder von ihnen sind auch viele richtige Einsichten ins Programm eingegangen. Zweifellos ist ja Bewährung ein „schwarzes“ Konzept, Begrenzung der Macht des Eigentums ein „rotes“, Ehrfurcht vor den biosphärischen Wurzeln ein „grünes“. Selbstverständlich lassen sich in Details, wenn auch kaum in den Grundwerten, allerlei andere kunterbunte Anklänge finden, ja sogar „braune“, denn selbst die bösartigsten Verbrecher und Verrückten können nicht unendlich fern von lebensfähigen Ideen sein.

Worauf es ankommt, wenn wir überhaupt Hoffnung auf Parteien setzen, ist aber schließlich das „Zusammenpassen“ ihrer wesentlichen Programmideen mit dem langfristig lebensfähigen Kern – eben den Grundwerten. Und da sieht es bei uns nicht schlecht aus, denn alle nicht geradezu „verfassungswidrigen“ Parteien stimmen in diesen überein. Das ist nicht wenig, wenn man bedenkt, daß es noch kürzlich hieß: „Der einzelne ist nichts, das Volk ist alles“. Daß nun alle die „Menschenrechte“ an die Spitze stellen, läßt Hoffnung, daß diese im Prozeß der weiteren Selbstorganisation übrigbleiben werden, wenn erkannt ist, daß viele andere angebliche Rechte unter den Programmzielen ihnen grundsätzlich widersprechen und deshalb ihren „Besitzern“ genommen werden müssen.

Ob der Journalist, der die folgende Zusammenfassung von jenem Parteitag lieferte, einer unserer Parteien angehört, kann ich nicht erkennen. Auch kann es sich nur um einen eilig hingehauenen Voraussentwurf handeln, den sein Blatt wegen der offensichtlichen Unvollständigkeit und des ziemlich chaotischen Charakters kaum hätte drucken dürfen. Da ich aber endlich zu einem knappen Abschluß kommen muß, übernehme ich hier dieses Sammelsurium, ohne bei den vielfältigen Punkten anzumerken, aus welchen Ecken der Geistesgeschichte sie jeweils stammen dürften. (Manches scheint mir übrigens merkwürdigerweise durch meine eigenen Schriften angeregt zu sein, speziell durch meinen Grundsatz einer „Beschränkung schneller und großer Entwicklungen“.

1. Allgemeine Grundsätze der globalen Verfassung

Sinn aller politischen Organisation ist die Sicherung der Freiheit zur seelischgeistigen Entfaltung aller Menschen im Rahmen ihrer nur allmählich sich fortentwickelnden Kulturen. Das lokale, regionale und globale Rechtssystem dient der Regulierung der Märkte für wirtschaftlich-technische oder kulturelle Tätigkeiten und Austauschprozesse in diesem Sinn.

Allgemeine Grundlage hierfür ist die langfristige Lebensfähigkeit der irdischen Biosphäre. Wegen deren unermeßlicher Komplexität ist die Ehrfurcht vor allem Leben und vor den natürlichen Prozessen höchster Grundsatz. Da Vielfalt Voraussetzung der Entwicklungsfähigkeit ist, muß auf der endlichen Erde eine größere Zahl von Kulturen garantiert sein, die nicht fähig sein dürfen, politische oder wirtschaftliche Macht über einander zu gewinnen. Wo ihre Differenzierung jetzt nicht nationalen und regionalen Mustern entspricht, wird sich dies aufgrund der politischen Grundsätze wieder dahin entwickeln. Nationen sind „klein“ (etwa 5 bis maximal 100 Millionen Menschen). Es gibt eine Obergrenze der zulässigen Größe. Zusammenschluß ist verboten (es sei denn, der



„Ehevertrag“ garantiert zwei „Kinder“ binnen einer Generation). Nationen haben keine Armeen und keine Fernwaffen. Zur Verhinderung von Verstößen gegen diese Regel sowie zum Eingreifen bei gewaltsamen Konflikten unterhalten die Vereinten Nationen gemeinsame Sicherheitskräfte mit regionaler Untergliederung.

Für alle politische Organisation gilt das „Subsidiaritätsprinzip“. Die Zuständigkeit für Gemeinschaftsaufgaben liegt jeweils „so weit unten wie möglich“. Nationale Verfassungen dürfen den politischen Organisation sstrukturen der unteren Ebenen gewisse Grundsätze auferlegen, aber nicht die Details bestimmen. Das gleiche gilt für die „Weltverfassung“ der Vereinten Nationen gegenüber deren Mitgliedern. Die Details der Organisation werden vielmehr durch Zusammenarbeit auf der jeweils unterhalb liegenden Ebene entworfen.

Der Widerspruch zwischen den Ideen von „Heimat“ und „Freizügigkeit“ im Verkehr zwischen Nationen bedarf komplexer Regelungen. Reisen, die nicht Natur und Kultur schädigen, sollen stets möglich sein. Zulässige Quoten für „Zuwanderung“ müssen sich aber zur Erhaltung der „Integrationsfähigkeit“ an den Geburtsraten orientieren.

Im Interesse der Vermeidung von (schon systemtheoretisch problematischen) schnellen globalen Entwicklungen muß die Regelung internationaler und interregionaler Wirtschaftsbeziehungen darauf zielen, daß der „Weltmarkt“ quantitativ eine untergeordnete Rolle spielt.

2. Empfehlungen für übergeordnete Prinzipien nationaler Verfassungen

Die politische Struktur folgt geographischen und kulturellen Mustern: Gemeinde, Kreis, Bezirk, Land, Nation. (Bei kleineren Nationen kann die Länderebene fehlen.)

Alle politische Organisation erfolgt von unten nach oben, und es gilt das Subsidiaritätsprinzip. Direkte Wahlen gibt es nur auf den untersten Ebenen. Dabei haben Eltern Stimmen für Kinder. Jede politische Einheit wählt ihre Vertreter auf der nächsthöheren Ebene mit qualifizierter Mehrheit (etwa 4/5?), damit Kompetenz mehr Chancen gegenüber Parteiinteressen erhält. Kommt die qualifizierte Mehrheit nicht zustande, entfällt die Vertretung auf der nächsten Ebene. Das Geldwesen folgt den Prinzipien des „neutralen Geldes“. Die Nationalbank regelt dessen langfristige Inflationsfreiheit durch Anpassung der Geldmenge an die Wirtschaftstätigkeit.

Die Nationalbanken schaffen eine Weltbank und arbeiten mit dieser zusammen. Sie regelt die Wechselkurse zwischen den nationalen neutralen Währungen aufgrund von Angebot und Nachfrage und erhebt „geschwindigkeits- und größenabhängige“ Steuern auf internationale Finanztransaktionen.

Alle Bürger haben die Freiheit zu wirtschaftlicher Betätigung, doch ist deren Umfang sowie das zugehörige Eigentum für einzelne, Gruppen und Korporationen in der Größe zu beschränken. Die Beschränkung erfolgt durch exponentiell anwachsende Steuern jenseits gewisser Größenordnungen, die auf nationaler Ebene festgelegt werden. Änderungen dieser Grenzen und der Steuertarife sind nur langfristig in kleinen Stufen möglich.

Die Größenbeschränkung des privaten und korporativen Eigentums kann gewisse „nebensächliche Bereiche“ ausschließen, betrifft aber jedenfalls die „Lebensgrundlagen“ (Land, Häuser, Rohstoffe, Produktionsmittel, Handel, Verkehr, Medien, ...) Gegen Umgehung dieser Schranken gibt es ein strenges Kartellrecht (falls dies bei neutralem Geld und den anderen Beschränkungen noch nötig sein sollte).

Die Bodenrente wird kommunalisiert und in Form von Gutscheinen für Erziehung,



Ausbildung, Sport und Spiel an alle Kinder verteilt. Dabei soll für überkommunale Bildungseinrichtungen (und ähnliche Zwecke) teilweise ein Ausgleich auf den höheren Ebenen erfolgen.

Abgesehen von den Steuern zur Größenbegrenzung soll es ausschließlich „Minderwertsteuern“ geben – d.h. Steuern auf Produkte, Prozesse oder Organisationsprinzipien, die als schädlich für Natur oder Menschen erkannt sind. Die „Schädlichkeitsbewertung“ geschieht durch unabhängige Beratungsgremien, die den Rang eines Verfassungsorgans haben („Consultative“). Einer solchen „Minderwertsteuer“ werden unter anderem zu unterwerfen sein:

- * Energie, außer jener der Sonne. (Beispiel: 20 Pfennig pro kWh Primärenergie ergeben heute bereits die gesamten deutschen Steuereinnahmen von Bund, Ländern und Kommunen!)*
- * „Erstverbrauch“ natürlicher Rohstoffe, auch frischen Wassers.*
- * Produktion von Stoffen, deren Freisetzung schädlich wäre.*
- * Abgabe von Abwasser, Endlagerung von Müll, Freisetzung von Schadstoffen in Boden, Luft und Gewässer.*
- * Verkehrsschäden oder –belästigungen für Anlieger und Natur.*
- * „Bodenversiegelung“.*
- * Verminderung des Lebensraums lebendiger Arten.*
- * Werbung.*

Minderwertsteuern können auch nach dem Prinzip der Größenbegrenzungssteuern im unteren Bereich wegfallen und im oberen Bereich einem stark überlinearen oder gar exponentiellen Gesetz folgen. Dies wäre etwa für den Werbeetat (pro Firma oder pro Produkt) zu empfehlen. Zur Vermeidung starrer Behinderungen im kulturellen Bereich könnte etwa auch die Anzahl von Gewaltakten in Fernsehsendungen nach diesem Prinzip besteuert werden. Nachdem sämtliche heute üblichen Steuern weggefallen sind, werden alle Gemeinschaftsaufgaben aus den Minderwertsteuern, den Größenbegrenzungssteuern, der Bodenrente und der Gebühr für die Nutzung des neutralen Geldes finanziert.

Hervorragende Gemeinschaftsaufgabe ist die Sicherung eines Existenzminimums für alle Bürger („Bürgergehalt“) sowie eine gute Grundversorgung für Kranke und Pflegebedürftige. Viele andere Gemeinschaftsaufgaben werden gegenüber der heutigen Situation reduziert („Privatisierung“), nur wenige ausgedehnt.

Forschung und Entwicklung – auch wenn öffentlich finanziert – werden bezüglich Größe, Verbreitung und Verbreitungsgeschwindigkeit Beschränkungen unterworfen. Innovative Produkte und Verfahren unterliegen einem Zwang zur privatwirtschaftlichen Versicherung gegen Schäden für Mensch und Natur innerhalb der nächsten 50 Jahre.

Wegen der Unmöglichkeit des Erwerbs von Lebensgrundlagen in allen Nationen besteht auch international keine Gefahr von Machtwachstum und Ausbeutung. Wegen der Minderwertsteuern auf Verkehr und Transport spielt der „Weltmarkt“ ohnehin eine untergeordnete Rolle.

So weit dieser Bericht. Diese journalistische Zusammenfassung vom Parteitag einer ungenannten, aber offenbar weltweit rührigen Partei, ist geeignet, die „Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus“ ein wenig konkreter vorstellbar zu ma-



chen. Elemente solcher Ideen tauchten zwar in der Geschichte der letzten Jahrhunderte und Jahrtausende immer wieder auf, doch hatten sie natürlich gegenüber den herrschenden Mächten niemals eine Chance. Auch heute ist das doch nicht anders. Oder? Die Zeitung, für die der Bericht bestimmt war, hätte ihn doch höchstens auf der Witzseite drucken dürfen. Wirtschafts- und Politikwissenschaftler, Soziologen, aber auch Moraltheologen würden ihn schon nach flüchtigem Überfliegen indigniert wegwerfen. So ist der Mensch nun einmal nicht!

Andererseits ist der Mensch allerdings auch nicht jene lächerlich armselige Gestalt, die in wissenschaftlichen Lehrbüchern als „homo oeconomicus“ eingeführt wird und auf deren angeblich rationalem Verhalten ein großer Teil der Wirtschaftswissenschaft aufbaut. (Wenn schon von Wissenschaft die Rede ist: Ein erstaunlich naiver wissenschaftlicher Fehler ist dort das Verschweigen der Zeit, die für die Verarbeitung der Information über komplexe Systeme nötig wäre; auch dies hat mit der systemtheoretischen Logik der globalen Beschleunigungskrise zu tun ...) Aber zum Glück brauchen wir gar keine Antwort auf die Frage, wie der Mensch eigentlich ist. Jede Antwort könnte nur lächerlich sein. Worauf es ankommt: Die Anlagen des Menschen haben sich über die letzten hunderttausend Jahre vermutlich nur unwesentlich geändert. Was sich wandelt, ist die Kultur – also die Selbstorganisation der geistigen Freiheit des Menschen. Arbeiten wir an den Wundern, die da geschehen können!

Sollte die Menschheit einen politischen Weg zu der „Zivilgesellschaft“ finden, deren Verfassung hier skizziert ist, so wäre die globale Beschleunigungskrise überwunden. Jenseits liegt ein gewaltiges Reich: Die Möglichkeiten von Liebe und Freude, aber auch von Trauer und Opfer – von Kunst und Wissenschaft, aber auch von Versenkung und stillem Schauen auf die Schönheit der Welt. Quält sich jemand mit der Frage: Wo ist da das Wachstum? Keine Sorge! Wenn man sich in hochdimensionalen Räumen bewegt, geht es stets in irgendwelchen Richtungen bergauf, ganz ohne Ziel, und ohne daß man erst selbst einen Berg vor sich aufschütten müßte. Solche Räume für uns selbst und für einander zu öffnen, das ist unser Sinn. ■